

Martin Guth

# Meine Frau, ihr Mann und ich

Roman

Eulenspiegel Verlag

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung  
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,  
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-359-02478-1

© 2015 Eulenspiegel Verlag, Berlin  
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin  
unter Verwendung eines Motivs von Fotolia

Die Bücher des Eulenspiegel Verlages  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

[www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de](http://www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de)

# Playlist

- 9 Intro
- 11 1 *She works hard for the money*
- 21 2 *You'll always find me in the kitchen at parties*
- 35 3 *Aber du hast ja gleich auf Liebe gemacht*
- 46 4 *Der Kaffee ist fertig*
- 58 5 *The sun always shines on TV*
- 67 6 *Ins Wasser fällt ein Stein*
- 84 7 *Just a man and his will to survive*
- 105 8 *Hoppelhase Hans*
- 124 9 *Are you lonesome tonight?*

- 140 (10) *Ein Bett im Kornfeld*
- 151 (11) *Lady in red*
- 159 (12) *As long as you're drinking, then  
you've got the world in your hand*
- 169 (13) *Wake up in the morning,  
where's my little China girl*
- 184 (14) *I want your sex*
- 195 (15) *Away from home*
- 206 (16) *Time, time, time, see what's become of me*
- 218 (17) *Eintracht vom Main*
- 239 (18) *Stups, der kleine Osterhase*
- 259 (19) *Ich bin der Märchenprinz*
- 274 (20) *Change, you can change*
- 294 (21) *Gute Freunde kann niemand trennen*
- 317 (22) *Showdown*
- 333 (23) *Everybody gets a second chance*

# Intro

Über fünfzehn Jahre lang hat Heike das getan, was Frauen wirklich gut können: ihren Ehemann verbiegen, sich ihn zurechtkneten und irgendwie passend machen. In unscheinbaren und jederzeit bekömmlichen Dosen infiltrieren die Frauen uns Männer, ohne dass wir auch nur einen Hauch davon mitbekommen. Mehr noch, sie agieren dabei so geschickt, dass wir unsere Eigenmutation am Ende sogar noch gut finden.

Ich war immer stolz, wenn Heike ihren Freundinnen erzählte, was für einen modernen Mann sie doch hat, der sie bekocht, für die Kinder da ist und im Haushalt mithilft. Und es stimmte ja auch. Aus dem einst rebellischen Musiker-Freigeist und Scirocco-fahrenden Vorstadtcasanova war ein familienorientierter und herzenstreuer Frauenversther mit Minivan geworden.

»Du bist der einzige Mucker, den ich kenne, der auch Gleichstellungsbeauftragter sein könnte«, hatte unser Gitarrist Mark mal gesagt, als ich mich auf dem Weg zu einem Auftritt aus purer Gewohnheit an der Autobahn zum Pinkeln auf einen bemoosten Baumstumpf hockte.

Es war mir völlig egal, dass mich meine Mit-Musiker für einen langweiligen Spießler hielten, denn ich hatte meinen Platz an Heikes Seite gefunden und war meilenweit davon entfernt, ihn jemals wieder zu verlassen. Alles war gut, so wie es war.

Jedenfalls bis zu jenem Abend, an dem ein muskelbepacktes Testosteron-Terrorkommando in mein massiv gebautes Beziehungshochhaus donnerte und mir meinen persönlichen Nine-Eleven bescherte. Danach war nichts mehr wie zuvor.



## *She works hard for the money*

Endlich Pause. Hastig verließen wir die Bühne des Hotels Steigenberger Frankfurter Hof. Einmal mehr hatten wir schmatzenden Bankern einen »Dinnermusik-Block« mit all den Billy Joels, Elton Johns und Frank Sinatras dieser Welt zu ihrem edlen Hauptgang serviert. Immerhin hatten wir nun den ödesten Part unseres Jobs hinter uns. Entsprechend gut gelaunt stürzten wir uns in der Garderobe auf unser Band-Catering, das zwar ansprechend aussah, mengenmäßig aber so schwachbrüstig daherkam wie eine rumänische Bodenturnerin. Unter einer schicken Haube langweilten sich jeweils vier kleine Gnocchi neben einem Miniaturstück Wildschweinbraten an einem Hauch von blanchiertem Wurzelgemüse. »Erst wenn die letzte Crème brûlée abgefackelt, die letzte Auster geschlürft, das letzte Huhn geperlt und der letzten Gänseleber das Maul gestopft ist, werdet ihr merken, dass man von einem Michelin-Stern nicht satt wird«, schrieb Mark, unser Gitarrist, an diesem Abend ins Gästebuch des Hotels.

Nachdem ich mich so richtig hungrig gegessen hatte, musste ich erst mal eine rauchen. Ich lief den kleinen Flur in Richtung Personaleingang hinunter und schob mir eine Kippe anzündfertig in den Mund. Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Aus der angelehnten Tür des Stuhllagers quietschte es in einer rhythmischen Gleichmäßigkeit, die unseren Schlagzeuger Oli begeistert hätte. Dazu gesellte

sich ein dumpfes Stöhnen, gepaart mit einigen schrillen »Jas« und »Ohs«. *Gepaart* ... Ich benutze nicht von ungefähr dieses Wort, denn mir war schnell klar, was da im Stuhllager vor sich ging.

Vorsichtig schob ich mich durch den schmalen Türspalt und sah, wie es links hinten in der Ecke zwei Menschen derart heftig im Stehen trieben, dass die Stuhltürme, an denen sie lehnten, bedrohlich schwankten. Lautlos machte ich einen kleinen Schritt nach vorne, um noch besser sehen zu können.

Nee, oder? Das war doch Dr. Juncker, der künftige Vorstandschef der HESSENBANK. Vor gut einer Stunde hatte er drüben im großen Saal noch einen Multimedia-Vortrag über die vielschichtige Neuausrichtung der wichtigsten Bank Hessens gehalten. Überall lagen Broschüren aus, die ihn als toughen Geschäftsmann, aber auch als treusorgenden Familienvater neben aufgesetzt lächelnder Frau und gequält grinsenden Kindern zeigten.

Aber es gab keinen Zweifel, es war tatsächlich Mr. Finanzstrahlemann, der gerade in einem schäbigen Lagerraum seine schneidige Power-Point-Assistentin schnörkellos gegen die Stuhltürme fusionierte. Die Geräusche wurden lauter, es war ohren- und augenscheinlich, dass der außer-eheliche Stuhllagerakt auf das Ende zuing. Ein Finale furioso. Mr. Focus-Money gab alles. Sein Chart erreichte den Break-even, die Schlussperformance war beachtlich.

Ohne nachzudenken zündete ich mir die Kippe an, um auf den Punkt genau einen genüsslichen »Zug danach« nehmen zu können. Dann der Crash. Auf dem Weg zum Tageshöchstwert erinnerte sich das karrieregeile Fondsluder an ihren mittelhessischen Zumba-Kurs und begann, wie wild mit den Armen zu rudern. *She works hard for the money* hätte Donna Summer die Szenerie nicht treffender untermalen können. Der Blue-Chip der HESSENBANK war indes bereits unüberhörbar bei der Gewinnmitnahme.

Ich schloss die Augen, inhalierte einen Zug bis tief unter die Milz und blies ihn dann genüsslich in Richtung Zimmerdecke. Als ich die Augen öffnete, starrte ich in ein kleines

rotes Lämpchen inmitten eines runden Kästchens. O nein! Panisch und dennoch lautlos versuchte ich, die Wolke wieder einzusaugen. Vergeblich. Sie war unaufhaltsam auf dem Weg in Richtung Rauchmelder.

»Scheiße«, rutschte es mir raus. Leider etwas zu laut. Der ertappte Banker schnellte mit einem Ruck zu mir herum. Unsere Blicke trafen sich für einen kurzen, aber intensiven Moment. Seine Gesichtszüge wirkten entrückt, irgendwie alienartig. Sehen wir Männer eigentlich alle so scheiße aus, wenn wir ... naja, Sie wissen schon, im Cashflow sind?

Das abrupte Umdrehen des kommenden Vorstandschefs hatte fatale Folgen, denn er zog die über mehrere Gliedmaßen mit ihm verbundene Fonds-Fackel derart ruckartig mit sich, dass sie die drei ineinander verkeilten Stuhltürme mit sich riss, die auf das halbnackte Pärchen einstürzten und es unter sich begruben.

Einen Moment lang war es mucksmäuschenstill. Ich stand da wie vom Donner gerührt und von James Bond geschüttelt. Angewurzelt, absolut regungslos und leer. Plötzlich ein ohrenbetäubender Lärm. Der Rauchmelder hatte angeschlagen und sirente um sein Leben.

Endlich war wieder genug Blut in meinem Kopf, dass ich einen Gedanken fassen konnte: nix wie weg hier. Aber es war schon zu spät, ich stand tropfnass im Regen.

Die Brandschutzsicherheitstechnik im Steigenberger ist wirklich großartig. Falls Sie mal dort sein sollten, seien Sie unbesorgt. Hier kann nie und nimmer ein nennenswerter Brand entstehen. Nicht bei den Wassermassen, die sich nach einem klitzekleinen Zug an einer Zigarette von der Decke eines popligen Stuhllagers ergießen.

Ich löste mich aus meiner Starre und huschte tiefend nass durch den Flur zurück zur Garderobe. Oli kaute noch an einem letzten Gnocchi, und Mike hatte ein Stück Weißbrot sowie die HESSENBANK-Broschüre in der Hand. Beide starrten mich fassungslos an.

»Ich war die ganze Zeit bei euch, okay?«, rief ich ihnen hektisch entgegen.

»Was bitte?«, fragte Oli und verschluckte sich dabei fast.

»Ich ... ich ... war bei euch, in der Garderobe, ja?«, stammelte ich panisch und hatte schon eine kleine Wasserlache unter mich getropft.

Niemand reagierte. Einer schaute verstört zum anderen. Dann endlich hörte ich Mike sagen: »Mann, Jungs, guckt ihr denn keinen ›Tatort‹? Er war bei uns. Er war die ganze Zeit bei uns.« Eindringlich schaute er die anderen an, ehe er mir zulächelte. »Natürlich. Wo sollst du denn auch sonst gewesen sein?«

»Maximal in der Garderobendusche«, frotzelte Oli, als ich mir mein nasses Hemd auszog.

Knapp zwei Stunden später überquerte ich das Bad Homburger Kreuz in Richtung Norden. Es war gerade einmal 21.30 Uhr. Ich war schlapp drei bis vier Stunden früher dran als geplant. In dem ganzen Trubel hatte ich völlig vergessen, Heike anzurufen. Eventuell würde sie ja noch mit dem Abendessen auf mich warten. Dazu ein schönes Glas Rotwein und später vielleicht ein kleines Joint Venture im Schlafzimmer. Das Beste an diesem Abend war, dass mir heute der vierte Showblock erspart blieb. Den hasse ich noch mehr als den ersten. Es ist nämlich völlig egal, ob man in einem »Gasthof mit Fremdenzimmer« für eine Vogelsberger Landmaschinenfirma spielt oder in einem Nobelpark vor Wirtschaftsgurus. Am Ende des Abends kommen sowohl Lagerarbeiter als auch Topmanager auf einen zugehörtelt und wünschen sich den »Holzmichl« oder »was von der geilen Helene Fischer«.

Die A5 war fast leer, die Ausfahrt Friedberg und die Raststätte Wetterau flogen an mir vorbei. Ich konnte mich nicht erinnern, mit der Broadway Connection schon einmal so früh Feierabend gehabt zu haben. Aber gut, es waren ja auch außergewöhnliche Umstände. Und das just an dem Abend, der um ein Haar bereits im Vorfeld geplatzt wäre.

Joey, unser etatmäßiger Drummer, hatte sich am Morgen krankgemeldet. Schon wieder. Letztens erst die Grippe, dann ein Todesfall, jetzt ein Hexenschuss. Dabei war er der Jüngste von uns und ein absolutes Fitness-Ass. Früher war

Joey nie krank gewesen, aber in den letzten drei Monaten häuften sich seine Ausfälle.

Martha hatte mit Gerri sogar einen dritten Schlagzeuger rekrutiert, der nun immer öfter aushalf, wenn Oli, unser zweiter Drummer, in Sachen Comedy unterwegs war.

»Kennst du nicht noch jemanden? Bitte! Lass mich jetzt nicht hängen«, hatte mich Martha an diesem Morgen angefleht. »Gerri spielt mit den Sgt. Pepper's.«

»Was ist mit Kai oder ...«, schlug ich vor, doch Martha fuhr mir nervös in die Parade.

»Kai, Magnus und Harry hab ich schon durch, die spielen auch alle.«

Martha war unsere Agentin. So eine Mischung aus Mutter Beimer und Maggie Thatcher. Sie nannte sich Kulturmanagerin und betrieb den größten Musikerpool der Region. Damit bestückte sie drei bis vier Galashowbands, machte das Booking und vermittelte meist gut bezahlte Auftritte im Rhein-Main-Gebiet, manchmal auch darüber hinaus.

Zur Basisbesetzung der Broadway Connection gehörten Schlagzeuger Joey, Band-Küken und selbsternannter Womazer. Er war ein sehr guter Drummer, aber menschlich gesehen machte er mir zu sehr auf dicke Hose.

Die Bassgitarre zupfte in der Regel sein bester Freund Mike, inoffizieller Bandleader und Notenwart. Als passionierter Computerfreak war er es, der uns vor einem Jahr überredete, von antiquierten Notenständern auf moderne Technik umzurüsten. Nun hatte jeder von uns an seinem Mikrostander eine Halterung mit iPad, darauf gespeichert alle relevanten Songsheets und Setlisten.

Hinzu kam Gitarrist Mark, Gymnasiallehrer mit einer offiziellen halben Stelle und einer inoffiziellen Viertel-Beziehung zu einem Mann. Dieses Viertel resultierte daraus, dass sowohl er als auch sein Liebster jeweils halbeoutet waren.

Die Stelle als Keyboarder teilte ich mir mit Kalli, den ich daher am wenigsten kannte. Ich wusste von ihm nur, dass er wohl ein mittelschweres Transpirationsproblem hatte. Und zwar nicht erst nach anstrengenden Vier-Stunden-Gigs,

sondern oft schon beim Soundcheck. Mike hatte Martha schon einige Mal angefleht, Ersatz für den Ersatz zu suchen, aber unsere Managerin wurde nicht müde zu betonen, welche Vorteile es mit sich brachte, Kalli zumindest ab und an einzusetzen. Seine Eltern besaßen die größte Immobilienfirma in Bad Homburg und verkehrten in den angesehensten Kreisen. Immer wieder schmierte uns Martha aufs Brot, dass sie über den guten Kontakt zu Stinke-Kallis Eltern schon viele Jobs an Land gezogen hatte und wir alle davon profitierten. Dafür könne man schon ein wenig Männer-schweiß in Kauf nehmen.

Das Aushängeschild der Agentur war aber Kim Wagner, die wohl beste unbekannte Sängerin der Region. Wann immer es Kims Terminplan und Marthas Etat zuließen, buchte sie uns die Rockröhre dazu. Ein Genuss für alle Beteiligten, nicht nur gesänglich. Kim war ein Hingucker, eine echte Manizerin. An diesem Wochenende konnte Kim leider nicht, weil sie mal wieder mit der Deutsch-Disco-Schabracke Antonia Hügel auf Tour war und mindestens dreimal deren Hit »Warum hast du mich belogen?« mitplärren musste.

Über allem stand Martha, die Grande Dame der Musikszene Rhein-Main: »Um die Anfang fünfzig«, wie sie seit Jahren sagte, ehemaliges Fotomodell und zeitweilig 27. Mitglied der Les Humphries Singers. Daraus resultierend eine kurze Affäre mit dem jungen Jürgen Drews und dem damals schon alten Konzertguru Fritz Rau, bevor der sie für Mick Jagger sitzen ließ. Seitdem verließ Martha den Raum, wenn eine ihrer Showbands die Stones coverte.

Martha hatte ihren Musiker-Pool so klug ausgestattet, dass sie jederzeit flexibel auf Kundenwünsche eingehen konnte. Von kleinen akustischen Besetzungen bis hin zur vollen Showband-Dröhnung, sie konnte für jeden Anlass die passende Band zusammenstellen. Positiver Nebeneffekt: Krankheitsbedingte Ausfälle tangierten Martha kaum, denn jeder von uns war problemlos in der Lage, in den anderen Bands und Formationen auszuhelfen.

An diesem Tag aber war irgendwie der Wurm drin. Wie sehr, merkte ich allerdings erst viel später am Abend.

»Was ist mit Oli? Seine Solo-Show spielt er heute jedenfalls nicht, das weiß ich ziemlich sicher«, frotzelte ich.

»Blödmann. Ich weiß am besten, wann Oli wo spielt oder nicht«, blaffte Martha zurück.

Um es ganz kompliziert zu machen: Martha managte auch Oli. Er war als Musik-Comedian auf Tour, begleitet von einem Keyboarder. Das lief richtig gut. Oli war auf eine echte Marktlücke gestoßen. Er nannte sich »Oli D. und Band« und war der einzige Stand-up-Comedian-Drummer Deutschlands. Seine Programme hießen: »Mit allem Drum und Drums« oder »So weit die Trommelfelle tragen«. Und wie steht es so schön auf seiner Homepage? »Seine Shows sind ein Feuerwerk aus Worten, Tönen und Schlägen.«

»Genau wie in einem guten Beziehungsgespräch«, sagte Oli dann immer auf der Bühne und hatte damit einen sicheren Lacher. Ich konnte das einschätzen, denn seine *Band* war ich. Aber nicht nur das. Die meisten der Songs seines aktuellen Programms hatte ich ihm getextet und komponiert, was den Vorteil hatte, dass ich über die GEMA auch dann mitverdiente, wenn ihn mal ein anderer am Keyboard begleitete. Das Allerbeste daran war aber, dass ich seit der Zusammenarbeit mit Oli keine Engagements als Hotelpianist mehr annehmen musste. Diese Knochenjobs gehörten fast zehn Jahre lang zu meinem Beruf und waren ein lästiges, aber finanziell notwendiges Standbein. Im Vergleich dazu waren die Klavierstunden, die ich lustlosen und talentfreien Schnösel-Kindern in unserem Wohnzimmer gab, die reinste Erholung.

»Oli hat heute eine private Feier«, plärrte Martha durchs Telefon, und ich konnte ihre hektischen Stress-Flecken am Hals förmlich sehen. »Den Termin hat er seit Wochen gesperrt. Sein Handy ist aus, und ich werde den Teufel tun, bei ihm zu Hause anzurufen. Du weißt doch, wie Steffi reagiert.«

Zugegeben, Olis Frau Steffi hütete die wenigen freien Termine ihres Mannes wie eine Löwenmutter ihr Junges. Inklusiv Krallenausfahren. Todesmutig sagte ich: »Ich rufe da jetzt an, Martha.«

Durch die vielen gemeinsamen Comedy-Auftritte und die

langen Autofahrten quer durchs Land kannten Oli und ich uns mittlerweile gut. Ich mochte seine lustige, offene und positive Art, auch jenseits der Bühne. Oli war Entertainer durch und durch, immer sympathisch, nie schmierig. Aber er wusste auch, was er an mir hatte. Ich kutscherte, navigierte und klavierte ihn durch ganz Deutschland. Zudem war ich aufgrund meiner üppigen CD-Sammlung zuständig für das Bordentertainment. Dabei hatte ich ihm hin und wieder auch Songs von mir untergejubelt. Lieder, die ich zu Hause halbwegs semiprofessionell aufgenommen und eingesungen hatte.

In seinem ersten Programm coverte Oli bekannte Hits, zu denen ich ihm waghalsige Übersetzungen oder witzige Textvarianten geschrieben hatte. So wurde aus einem botanischen Comedian-Harmonists-Klassiker eine Eishockey-Hommage mit dem Titel »Mein kleiner, grüner Sackschutz hängt draußen am Balkon« und aus dem Italo-Klassiker »Volare« ein Beziehungsstreitsong mit dem Titel »Voll Haare, oho ...« Für seine zweite Show kaufte Oli dann schon vier meiner Eigenkompositionen samt Text ein, und im aktuellen Programm stammten fast alle Musikstücke aus meiner Feder. Nur in einer Sache waren wir uns stets uneinig. Nie erwähnte er in seiner Show auch nur mit einer Silbe, dass die Lieder und Songtexte von mir waren. Oli zahlte lieber eine höhere Pauschale, als mir von seinem Applaus auf der Bühne etwas abzugeben.

»Mensch, Jan, wenn du das für mich tun würdest«, säuselte Martha herzallerliebste, schließlich war die HESSEN-BANK nicht irgendein Kunde. Es war ihr bester. Dr. Juncker, ehemaliger Ressortleiter und nun Chef in spe, zahlte bereitwillig Spitzengagen. Kurzum, ich konnte Martha jetzt nicht im Stich lassen. Auch im eigenen Interesse.

Dann hatte ich eine völlig aufgelöste Steffi am Apparat. Schon als sie meinen Namen hörte, flennte sie los. O Backe, dachte ich, das wird heute besonders hart. Oli sei gerade mit den Kindern unterwegs. Ich solle es in einer halben Stunde wieder versuchen.

»Weißt du, ob er sein Handy ...«, fragte ich zaghaft.

»Meine Tante ist gestern gestorben«, unterbrach mich Steffi schniefend. »Einen Tag vor ihrem achtzigsten Geburtstag.« Steffi heulte auf.

»Oh. Dann ist das *die* Tante, deren Geburtstag ihr heute feiern wolltet?«, fragte ich so mitfühlend es ging.

Ein neuerlicher Sturzbach ergoss sich am anderen Ende der Leitung. Mit einem regelrechten Tsunami an tröstenden und aufmunternden Worten versuchte ich, Steffis Dämme wieder zu kitten. Als sie sich schließlich beruhigt und sechsmal geschnäuzt hatte, wagte ich einen klitzekleinen, wohl-dosierten Vorstoß.

»Gut, dann kann Oli ja heute Abend bei uns einspringen.«

Dreißig Minuten später traf eine SMS von Oli ein: »Steffi hasst dich! Das mit heute Abend geht klar. 15 Uhr am Steigenberger zum Aufbau. Martha weiß Bescheid.«

Keine zehn Minuten nach meiner Zigarette am Stuhllager fuhr die Frankfurter Berufsfeuerwehr mit großem Tütütata am Steigenberger vor. Gefolgt von einem Notarzwagen. Den hatte die junge Hotelservicekraft verständigt, nachdem sie das ineinander verwobene, völlig durchnässte Finanzliebepaar unter dem Stuhlberg entdeckt hatte. Die beiden hatten Glück im Unglück und kamen ohne größere Verletzungen davon.

Nachdem klar war, dass es sich um einen Fehlalarm handelte, hatte der Chefconcierge des Steigenbergers geistesgegenwärtig die Türen zum Backstagebereich und zur Küche absperren lassen und somit dafür gesorgt, dass keiner der anderen Gäste Details des pikanten Dilemmas ihres zukünftigen Chefs mitbekam.

Nur wir Musiker standen auf dem Gang und beobachteten aus gebührender Entfernung, wie die Feuerwehr die beiden ineinander verkeilten Körper mit großem Gerät voneinander trennte. Die Situation im Stuhllagerschwimmbad ging ganz offensichtlich selbst den hartgesottene Männern der Frankfurter Berufsfeuerwehr an die Nieren. Immer wieder taumelten Feuerwehrleute mit hochrotem Kopf und Hand vor dem Mund aus dem Stuhllager – um

im Flur loszuprusten und per Handy Fotos der Szenerie an Kollegen zu verschicken.

Selbstverständlich wurde die Veranstaltung der HESSEN-BANK umgehend abgebrochen. Während des gesamten Abbaus wartete ich wie ein zum Tode Verurteilter darauf, dass irgendjemand zu mir kam und mich zur Verantwortung zog. Jemand vom Hotel oder von der Polizei. Jemand, der mir Fragen stellte. Wo ich zur Tatzeit gewesen war, zum Beispiel. Mir war durchaus bewusst, dass irgendwo dort im Stuhllager noch meine Kippe liegen musste. *Meine* Marke, mit *meinem* Speichel dran. »Tatort« und so, Sie wissen schon.

Aber nichts geschah. Im Gegenteil. Zwei Herren der HESSEN-BANK entschuldigten sich dafür, dass wir weitgehend unverrichteter Dinge wieder abziehen mussten, und sicherten uns die volle Gage zu. Im Nachhinein konnte ich mir das alles nur damit erklären, dass Dr. Juncker oder seine Kollegen ein umfassendes Stillschweigen über den Vorgang verordnet hatten, sicherlich verbunden mit einer großzügig ausgelegten Übernahme aller dem Hotel entstandenen Kosten, inklusive Feuerwehreinsatz.

Richtig entspannen konnte ich mich aber erst, als der Bankettchef des Hotels in Richtung einiger neugieriger Pressevertreter verlauten ließ, dass offensichtlich durch einen rauchenden Azubi ein Fehlalarm ausgelöst worden war, der die Berieselungsanlage in Gang gesetzt hatte. Herr Dr. Juncker und Frau Warmbeck, gerade auf dem Weg zur Toilette, wären ausgerutscht, gestürzt und hätten sich dabei leicht verletzt. Beide würden jedoch von Regressansprüchen an das Hotel absehen.

Wie nobel. Hoffentlich hatte Dr. Juncker auch daran gedacht, alle potenziell löchrigen Stellen bei den Rettungskräften mit genügend Scheinen abzudichten. Ich nahm mir vor, noch am Abend die Frankfurter Berufsfeuerwehr bei Facebook zu liken, um auf ein paar nette Erinnerungsschnappschüsse der Stuhllager-Liaison zugreifen zu können. Diese rauchenden Azubis aber auch.

## *You'll always find me in the kitchen at parties*

Noch etwa fünf Kilometer bis zur Ausfahrt Butzbach. Ich legte mein Handy wieder auf den Beifahrersitz und beschloss, Heike nicht über meine verfrühte Heimkehr zu informieren. Im Gegenteil. Innerhalb von Sekunden plante ich die ganz große romantische Überraschungsarie. Die Uhr im Bordcomputer zeigte 21.46. Es war also genügend Zeit, im Supermarkt an der Autobahnausfahrt noch schnell etwas einzukaufen. Ich drückte das Gaspedal des Passats bis zum Anschlag durch.

Über zwanzig Jahre war ich der Marke nun schon treu. Alles begann mit dem spießigen Jetta meiner Eltern, den ich ab und zu fahren durfte, nach dem Erlangen der allgemeinen Fahrerlaubnis (nicht zu verwechseln mit dem »Erlangen« bei Nürnberg). Okay, was heißt *durfte*. Ich *sollte* ihn fahren. Um in Übung zu bleiben. Aber mal ehrlich, als achtzehnjähriger Popper mit dem dunkelblauen VW-Jetta seiner Eltern vor der Disco aufzukreuzen, das war selbst bei uns auf dem Land nicht wirklich sexy. Oder, wie es damals neudeutsch hieß, *geil*.

Ja, ich gehöre zu der Generation die *geil* groß gemacht hat. Wir haben es gefeatured, etabliert, zu dem gemacht, was es heute ist. Immerhin ein Verdienst unserer Generation. Kennt eigentlich irgendjemand außer mir noch das Lied dazu? »G-G-G-GEIL« von Bruce and Bongo? Ich hab noch die Original-Vinyl-Maxi-Single. In Neongelb. Geil, oder? Wo war ich stehengeblieben, ach so, hier: Eines Tages stand mein Schwager in spe mit einem ausgeliehenen froschgrünen Scirocco vor unserer Haustür und erzählte nahezu konspirativ, er habe den Wagen am Morgen »ganz frisch reinbekommen«. Stefan betrieb zu der Zeit eine kleine Autowerkstatt mit An- und Verkauf in Münzenberg.

»Technisch einwandfrei. Ich habe ihn durchgecheckt. Ein echtes Schnäppchen«, pries er den Wagen bei meinen Eltern an und zwinkerte mir versteckt zu, wohlwissend, dass er gerade das Lieblingswort meiner Mutter platziert hatte: *Schnäppchen*.

Und so wurde dieser »Sportwagen für Arme«, wie mein Vater den Scirocco abfällig betitelte, mein erstes eigenes Auto. Das war 1988. Bis ich drei Jahre später mit Heike zusammenkam, bin ich damit an der Seite vieler gut aussehender Mädels in der Horizontalen durch die Wetterau gebrettert. Wer sich schon einmal in einem Scirocco befand, weiß, dass man darin naturgemäß eher liegt als sitzt. Das Nach-hinten-Klappen der Sitze veränderte den Winkel nur noch marginal, was wiederum Zeit sparte, wenn es drauf ankam. *Dafür* war sie perfekt, meine grüne PS-Matratze.

Just zwei Wochen nachdem mein grüner Scirocco in die ewigen Popper-Jagdgründe eines Schrottplatzes einging und ich den Golf meiner Eltern übernahm, lernte ich Heike kennen. Sowohl Golf als auch Heike fand ich zunächst ziemlich uncool. Andererseits erschienen mir beide sehr solide, extrem zuverlässig und hochwertig verbaut. Im Unterschied zum Spießer-Golf litt Heike jedoch nicht an einem schleichenden Wertverlust. Nein, sie wurde mir immer wertvoller und nach und nach eine TÜV-freie, treue Gefährtin. Bis heute. Unfassbare einundzwanzig Jahre. Ohne Fremdgehen, ohne größere Krisen. Ich weiß, das klingt, als könnte sich Rosamunde Pilcher für den Stoff interessieren. Aber wie bitte sähe dann eine Verfilmung aus? Würde es das ZDF wagen, seinen Zuschauern die Wetterau als Cornwall-Ersatz unterzujubeln? Und wer übernehme die Hauptrollen? Würde am Ende der öde Erol Sander mich, Muriel Baumeister Heike, Susanne Uhlen Martha und Gila von Weitershausen meine Mutter spielen? Gott bewahre. Obwohl, mit Muriel Baumeister als Frau könnte ich leben.

Um 21.51 Uhr erreichte ich den Parkplatz des Supermarktes in Butzbach. Mein virtueller Einkaufszettel war einfach gestrickt. Schlicht, unspektakulär, aber von Herzen.

Wie wir Männer halt so sind, wenn wir unsere Frauen mal überraschen wollen. Ein paar Schnittblumen, eine gute Flasche Sekt (Champagner wäre übertrieben und würde Heike nur unnötig misstrauisch machen), dazu eine gute Portion Antipasti und zwei Ciabatta zum Aufbacken. Und natürlich Mozartkugeln.

Heike liebte Mozartkugeln, ich futterte sie. Also nicht Heike, die Kugeln meine ich.

Was ich damit sagen will: Heike aß Mozartkugeln nicht, sondern zelebrierte sie. Allein das Auspacken des üppigen Konfekts geriet bei ihr zu einem Festakt. Sie legte die enthüllte Kugel erst einmal zur Seite und strich in aller Ruhe und voller Vorfreude das bunte Alupapier glatt, um es anschließend zu einem kleinen quadratischen Päckchen zu falten. Erst dann begann sie an der runden Leckerei sinnlich zu knabbern und trug mit ihren Schneidezähnen das Bällchen Schicht für Schicht ab. Nicht ohne dabei durchgehend leise, aber genussvoll zu stöhnen. Am Ende schob sie sich das übrig gebliebene kleine Halbrund in den Mund, um sich danach wie eine Katze die Finger steril sauber zu lecken. In dieser Zeit hatte ich immer schon drei Stück vertilgt und wünschte mir, Heike hätte bei anderen Kugeln wenigstens ab und zu ähnlich viel Hingabe und Leidenschaft an den Tag gelegt wie bei denen von Mozart.

Nicht dass jetzt Missverständnisse aufkommen. Unser Liebesleben war völlig okay. Erst recht in Anbetracht der langen Zeit, die wir zusammen waren. Bis auf ganz wenige Ausnahmen war es mir all die Jahre nie wirklich schwer gefallen, treu zu sein. Dennoch sehnte ich mich nach ein wenig mehr »thrill« im alltäglichen Liebesleben. Heike leider gar nicht. Für sie war Sex nicht so wahnsinnig wichtig. Klar, er gehörte dazu, aber wenn es mal acht, neun Wochen nicht dazu kam, war das auch kein Problem. Ich habe sie ein wenig darum beneidet, Sex haben zu können, wann immer sie es wollte. Eine Ablehnung meinerseits kannte sie gar nicht. Ich hatte nie »den Kopf nicht frei«, nie ein »Schlafdefizit«, nie »Angst, die Kinder könnten was mitkriegen«, es war mir nie »zu warm«, »zu kalt« oder »zu hell«. Nur zu

dunkel fand ich es gelegentlich. Im Gegensatz dazu konnte es ihr gar nicht dunkel genug sein beim Sex.

Aber, wer weiß, vielleicht war es eben genau diese latente Unterversorgung an aufregendem Sex, die dazu beitrug, dass ich Heike auch nach all den Jahren noch so vorbehaltlos begehrte. Wer bitte kann das nach fünfzehn Jahren Ehe und einundzwanzig Jahren als Partner schon behaupten?

Im Supermarkt hatte ich schnell meine Sachen zusammen. Als Mann gehöre ich zu der Spezies Mensch, die sachlich, zielstrebig und auf kürzestem Wege exakt die Dinge einkauft, die benötigt werden oder auf dem Zettel stehen. Frauen tendieren ja, selbst wenn sie es furchtbar eilig haben, noch zum »Mal-Schauen«.

Ich wollte schon immer einmal der Letzte im Supermarkt sein, heute hatte ich es geschafft. Es war exakt 21.59 Uhr, als ich an der Kasse stand und hinter mir ein blasser Marktmitarbeiter den feucht aufwischenden Besenwagen stoisch durch die Gänge lenkte.

»Das sind dann 22,58«, sagte die Kassiererin und gähnte.

»Mit Karte bitte«, erwiderte ich freundlich und sah im gleichen Moment, wie die digitale Uhr an der Kasse auf 22 Uhr umsprang.

Die Dame an der Kasse seufzte kopfschüttelnd. »Tut mir leid, ab 22 Uhr geht nur noch in bar. Liegt am System ...«

Ich schaute irritiert, fing aber an, mein Portemonnaie zu durchwühlen. Ich kam bis genau 19 Euro und 10 Cent.

»Oh, äh ... das ist jetzt aber doof«, stammelte ich verlegen.

»Gut, junger Mann, dann müssen sie einen Teil der Waren hier lassen. Anders geht's nicht«.

Wie bitte? Ich wollte meine Frau überraschen, mit allem Pipapo. Was bitte sollte ich denn jetzt zurücklassen? Den Sekt? Nein. Die Ciabattas? Eins davon? Nein, das würde nicht reichen. Gar die Mozartkugeln? No way!

»Dann leg ich hiervon was zurück«, beschloss ich, drehte mich um und hastete zurück zur Antipasti-Theke. Unglücklicherweise war die Truhe mit den mediterranen Köstlichkeiten schon verschlossen. Mist, was nun? Ich blickte mich um. Weit und breit war niemand zu sehen. Allerdings auch

kein Mülleimer. Unauffällig öffnete ich meinen Plastikbehälter und ließ ganz vorsichtig drei riesengroße, ölige Artischocken neben die Theke auf den Boden klatschen, verschloss schnell den Becher und hastete in Richtung Kasse, bis ich auf halber Strecke ins Straucheln geriet und mit einem riesigen Schlag auf den seifig-nassen Boden des Supermarktes knallte. Der Plastikbecher platzte, und etwa 600 Gramm Antipasti mista schossen auf dem glitschigen Boden in Einzelteilen durch die Gemüseabteilung.

Ich war noch dabei, meine Gliedmaßen zu sortieren, als ich ein Surren hörte, das mit rascher Geschwindigkeit immer lauter wurde. Ich drehte mich um und starrte in die gleißenden Vorderlichter eines Monsters, das kurz davor war, mich zu überrollen. Einen Fingerbreit vor meiner Nase kam der Wischwagen zum Stehen.

»Entschuldigung«, stammelte ich, als der blonde Supermarktmitarbeiter von seinem hochgebockten Geschoss abgestiegen war und mich breit angrinste.

»Wollen Sie testen, ob man bei uns vom Fußboden essen kann?«

»Sehr witzig«, brummte ich und stand auf. Hilflos schaute ich nach den verstreuten Antipasti-Resten.

»Ich mach das schon, gehen Sie jetzt mal besser nach Hause«, meinte der junge Mann, der laut Namensschild Kevin Jensen hieß. Krass, wie die Zeit vergeht, dachte ich. Die »Generation Kevin« ist mittlerweile erwachsen.

Ich griff meinen Antipasti-Becher, in dem sich nur noch ein paar getrocknete Tomaten an etwas Olivenöl befanden. Zumindest war das Ganze nun sicher leicht genug.

»So, jetzt wird's aber Zeit, junger Mann«, begrüßte mich die Kassiererin und schaute demonstrativ zur Uhr, die schon 22.05 zeigte. Ich legte den öligen Becher auf die Waage und leckte mir die Finger ab.

»Die Waagen sind alle schon aus, das liegt am System ...«, erklärte die Preistippse.

»Dann lass ich das eben ganz hier«, antwortete ich patzig.

Die Kassiererin stellte den zerbeulten Becher zur Seite und zog dabei eine riesige Ölspur über ihre Kassenwaage.

»Und wer macht mir jetzt hier die Sauerei weg, junger Mann?« Sie kramte eine Küchenrolle hervor und fing an zu wischen.

»Ich bekomme noch Geld zurück«, warf ich vorsichtig ein. Immerhin gut acht Euro.

Die Kassiererin fixierte mich und zählte mit mürrischem Blick das Geld ab. Ich hielt die Hand auf, doch sie legte die Münzen demonstrativ an meiner Hand vorbei auf die immer noch ölverschmierte Waage.

Um 22.14 Uhr hatte ich endlich die letzte glitschige Zweicent-Münze aufgepickt und in meinem mittlerweile mediterrän duftenden Portemonnaie verstaut. Ich ging ein paar Schritte in Richtung Ausgang, dann drehte ich mich noch einmal um.

»Ach übrigens, ich bin über vierzig. Ich bin definitiv kein *junger Mann*, sagen Sie das Ihrem System mal, okay?«

Draußen auf dem Parkplatz fingerte ich mit fettigen Händen nach meinem Autoschlüssel, und es kam, wie es kommen musste. Die Sektflasche flutschte mir durch meine glitschigen Finger und zerplatzte mit einem ohrenbetäubenden Knall auf dem Asphalt. Ich schaute um mich. Der Parkplatz lag wie ausgestorben da. Nur neben der offenen Hintertür des Marktes lehnte eine Gestalt rauchend an der Hauswand und starrte mich an. Dann ließ die Gestalt die Kippe fallen, trat sie aus und kam auf mich zu. Es war Kevin, der Wischwagencowboy. Hektisch versuchte ich, meinen Schlüsselbund zu fassen, hatte ihn endlich griffbereit und konnte den Wagen öffnen. Dass ich dabei die beiden Ciabattas einbüßte und die Blumen mit der Autotür sauber köpfte, war mir egal. Ich ließ den Wagen aufheulen, trat das Gaspedal durch und machte mich so schnell ich konnte aus dem Staub. Ohne Sekt, ohne Antipasti, ohne Blumen, ohne Brot, aber mit öligen Fingern am Lenkrad. Ein Zustand, den ich unbedingt noch ändern wollte, ehe ich nach Hause kam. Zweihundert Meter weiter hielt ich an einer Tankstelle. Erst zapfte ich fünf Liter Diesel, wovon ich mir einen halben über meine Finger laufen ließ, um das Öl loszuwerden. Drinnen im Shop griff ich mir noch ein Bund abgasedüngter Rosen,

eine gute Flasche Fuselsekt, eine Packung mehrjährig haltbaren Pressschinken, ein Glas Dillgurken sowie fünf BiFis im Teigmantel, kurzum, die Antipasti der einfachen Leute.

Wieder zurück im Auto öffnete ich das Handschuhfach. Na also, geht doch. Auf Heike war Verlass, dachte ich und zog ein Duftbäumchen heraus. Ich mochte diese Dinger nicht, wusste aber, dass Heike dort einige »für Notfälle« deponiert hatte, falls sich eines der Kinder mal im Auto übergeben musste. Ich riss eine Packung auf und wedelte damit wie wild um mich herum.

Zwei Minuten später fuhr ich die Kleeberger Straße hinauf. Dort oben hatten Heike und ich vor fünfzehn Jahren ein Haus gebaut. Nicht besonders groß, nicht besonders modern, aber hinten raus mit einem tollen Garten. Zudem war es ein Katzensprung zur Realschule, an der Heike unterrichtete. Das Beste an unserem Haus aber war der wahn-sinnig schöne Blick von der Terrasse über Butzbach bis zur Münzenburg und, wenn das Wetter mitspielte, sogar in den Vogelsberg hinein. Auf dieser Terrasse würde ich gleich mit einer attraktiven, großgewachsenen, blonden Enddreißigerin sitzen, eingehüllt in eine Wolledecke. Wir würden Form-Press-Hinterschinken, unknackige Gurken und vakuumverpackte Minisalami in Knautscheteig essen. Dazu gäbe es ein edles Glas pappsüßen Faber-Sekt. Und später, nachdem wir nach unseren beiden Kindern geschaut hätten, würden wir, wenn alles gut lief, im Schlafzimmer noch eine Runde »das Licht ausmachen«. Einziger Haken an dieser romantischen Vorstellung: Ich war eingehüllt in eine Duftwolke aus Diesel, Antipasti und Wunderbaum Zimtapfel.

Leise schloss ich mit einer Hand die Haustür auf. In der anderen hielt ich die Sektflasche und die Blumen. Wenn schon überraschen, dann richtig. Lautlos schritt ich den Flur in Richtung Wohnzimmer entlang, als ich ein Geräusch bemerkte. Krass, da spielte mir doch mein Unterbewusstsein schon wieder einen Streich. Ich meinte doch tatsächlich, rhythmische Gequietsche und Geseufze zu hören, so wie vorhin im Stuhllager des Steigenberger. Ich musste das unbedingt aus dem Kopf bekommen, nicht dass ich nachher

im Schlafzimmer Heike aus Versehen schmutzige Ausdrücke aus der Finanzwelt ins Ohr stöhnte.

Was mich irritierte, war, dass ich die Geräusche eindeutig lokalisieren konnte. Sie kamen nicht aus dem Wohnzimmer, wo ich Heike vermutete. Zudem mischte sich unter das Gequietsche nun noch ein rhythmisches Klatschen und Klopfen. Ich ging drei Schritte in Richtung Küche. Die Geräusche wurden lauter. Mein Gehirn assoziierte, dass Heike wahrscheinlich gerade an der Küchenanrichte stand und Schnitzel flachklopfte. Auch nicht schlecht, Hunger hatte ich ja genug. Vorsichtig öffnete ich die Küchentür und schob meinen Kopf durch den Spalt. Ich starrte auf den nackten Hintern eines durchtrainierten Mannes, der auf meinem Küchenboden lag und irgendetwas unter sich begraben hatte.

Wer war das? Was tat der da? Und wo bitte war Heike?

Dann fiel mir die zweite Sektflasche des Abends aus der Hand und zerplatzte genauso überschäumend und geräuschvoll auf dem Boden wie ihre Vorgängerin auf dem Parkplatz. Das Fleischgebilde drehte sich zu mir um, und ich bekam endlich Antwort auf meine Fragen.

Fangen wir hinten an. Es war natürlich Heike, die sich unter dem Adonis befand. Dazu gab sie Töne von sich, die ich in einundzwanzig Jahren Ehe nie von ihr gehört hatte. Schon gar nicht beim Sex. Der Typ poppte sie nach allen Regeln der Kunst. Am meisten irritierte mich aber, dass unser Drummer Joey nach seinem Hexenschuss von heute Morgen schon wieder erstaunlich agil war.

Mein Kopf ratterte. Meine Festplatte suchte irgendetwas Adäquates, etwas der Situation Angemessenes, das es an mein Sprachzentrum weitergeben konnte. Fehlanzeige. Sonst war ich nie um einen Spruch verlegen, aber jetzt ...

Was sagte man denn in solchen Momenten? Wenn man mit ansehen musste, wie die Frau, die man liebte, mit der man seit über zwanzig Jahren zusammen war und von der man dachte, Sex sei für sie nicht mehr als eine nette Randerscheinung des Lebens, von seinem testosteronverseuchten Musikerkollegen quer über den eigenen Küchenboden gebumst wurde? Und das Schlimmste: bei voller Beleuchtung!

Mein Gott, in welchem Film war ich gelandet? Auf jeden Fall in einem ab sechzehn. Aber wann kam endlich die Szene, in der mein Wecker anspringt und mir klar wird, dass das alles nur ein beschissener Traum ist?

Heike und Joey rappelten sich langsam auf und zogen sich provisorisch an. Ich war gespannt, wer von uns Dreien das erste Wort herausbekäme. Ich würde es jedenfalls nicht sein, da war ich mir sicher. Doch ich täuschte mich. Ohne dass ich es wollte, hörte ich mich sagen: »Jetzt sagt bloß nicht: Es ist nicht so, wie du denkst.«

Klarer Fall einer Übersprunghandlung. Meine Festplatte hatte mir als vergleichbare Referenzsituationen Filmszenen aus minderbudgetierten SAT.1-Film-Film-Produktionen auf den Schirm gerufen. Heike und Joey starrten mich an, aber keiner der beiden sagte den Satz. Joey übersprang ihn kurzerhand und machte einfach mit dem übernächsten weiter, den man ebenfalls zur Genüge aus TV-Schmonzeten kennt: »Ich geh dann mal besser.« Er schnappte sich seine Jacke, zog sich seine Schuhe an und kam auf mich zu. Ich merkte, wie mein Duft ihm in die Nase stieg.

»Wo hast du denn gespielt heute Abend? Weihnachtsfeier an der Tanke?«

Obwohl mir der Dieselgeruch fast die Nasenschleimhäute zerriss, atmete ich tief durch und ließ Joey durch die Tür in den Flur. Ich war nie der Typ, der Konflikte mit Fäusten austrug. Natürlich hätte ich Joey liebend gerne eine in die Fresse gehauen, aber, mein Gott, was würde das bringen? Es hatte viel mehr Größe, es nicht zu tun. Über den Dingen zu stehen, sich nicht auf sein Niveau herabzulassen. Gut, vielleicht lag meine Passivität auch darin begründet, dass meine Mutter immer zu mir gesagt hatte: »Lege dich nie mit einem Typen an, dessen Unterarme so dick sind wie deine Oberschenkel.«

Ich schaute Heike an und sie mich. Das war also der Moment, der alles verändern würde. So fühlt sich das an, dachte ich. Plötzlich fiel mir etwas ein.

»Und die ...«

»... sind bei meinen Eltern«, unterbrach mich Heike.

Wahnsinn. Selbst in einem Moment, in dem wir meilenweit voneinander entfernt waren, verstanden wir uns ohne Worte. Wir schwiegen eine ganze Weile. Ich war gefühlt Stunden davon entfernt, etwas Sinnvolles von mir geben zu können.

»Und jetzt?«, sagte Heike schließlich leise.

Ich verzog den Mund und flüchtete mich, wie so häufig, in Ironie. »Du musst jetzt erst mal ganz lange schuld- bewusst duschen, derweil nehme ich meinen Mantel, gehe als einsamer Wolf durch die Nacht, besaufe mich irgendwo ganz fürchterlich und komme mir dabei vor wie Bruce Willis. Oder wenigstens wie Hannes Jaenicke.«

Heike grinste gequält und schüttelte leicht den Kopf.

»Nee, Jan, so wie du riechst, solltest besser *du* duschen gehen. Mit deinem Gestank hast du sogar Joey in die Flucht geschlagen.«

Jetzt musste ich grinsen. Tja, in Sachen Humor hatte es bei uns immer schon gepasst.

»Okay, dann geh ich erst duschen und du dich besaufen und dann wechseln wir.«

Heike nickte. »In die Bierbörse zu Trudi, okay?«

Ich musste lachen. Das war ein echter Klassiker. Wie oft hatten wir uns über die dummdreisten Zeitungsanzeigen der Spelunke bei uns um die Ecke das Maul zerrissen?

»Kümmel, Woki, Ficken, Bums je 1 Euro«, ergänzte ich.

»Passt doch.« Heike lachte.

Die ganze Situation war schlichtweg skurril. Da hatte ich meine Frau in flagranti erwischt, und wir lachten Tränen. Klarer Fall, wir standen beide sowohl unter Schock als auch völlig neben uns.

Etwas später sah ich mich die Treppe hinauf ins Bad gehen. Ich tat es einfach, ohne etwas zu denken. Wie in Trance. So, wie wenn nachts dein Körper mit dir aufs Klo geht.

Erst als ich fünfzehn Minuten meditativ und hart am Siedepunkt geduscht hatte, begann ich die Situation einigermaßen zu begreifen. Je nebliger es im Bad wurde, desto klarer wurden meine Gedanken. Das war kein einmaliger Ausrutscher. Kein alkoholbedingter, spontaner Fehltritt.

Joey hatte weder vor zwei Wochen die Grippe noch jemals auch nur einen einzigen Hexenschuss gehabt. Das hatte mich sowieso schon gewundert, bei dem durchtrainierten Körper.

Ich schaute an mir herunter. Diesbezüglich konnte ich nicht mithalten, keine Frage. Joey kokettierte bei unseren Auftritten gern damit, wie gut er in Schuss war. Dass er seinen Körperfettanteil in Promille berechnen müsse. Meiner hingegen lag eher im Bereich der Mehrwertsteuer. Aber gut, unser Band-Küken war auch erst jugendliche neunundzwanzig und zudem Teilhaber eines Fitnessstudios. Über seinen gestählten Body zog er sich gerne achselfreie bedruckte Muscleshirts, auf denen Sprüche standen wie: »Ich schwitze nicht, meine Muskeln weinen vor Schmerz« oder »Nur Jesus hatte ein breiteres Kreuz als ich«.

Also völlig aus den Fugen geraten war ich nun auch nicht. Klar, ich kämpfte jedes Frühjahr gegen den Winterspeck, aber jetzt, mit meinen herbstlichen 86 Kilo, verteilt auf 1,84 Meter, sah ich eigentlich ganz okay aus. Wie oft hatte Heike mir gesagt, dass sie mich attraktiv fand. Zugegeben, sexy hatte sie nie gesagt.

Dann nahm ich *ihn* ins Visier. Natürlich, das musste ja jetzt kommen. So sehr ich auch versuchte, diese banalen und oberflächlichen Gedanken zu vertreiben, es gelang mir nicht. War seiner größer? War Joey besser im Bett als ich? Auf dem Küchenboden war er definitiv besser. Kunststück! Als erotische Spielwiese hatte ich die Terrakottafliesen bislang noch nicht in Erwägung gezogen. Vor allem, weil ich wusste, was bei einer Familie mit zwei Kindern alles so auf dem Küchenboden landet.

Irgendwann war das warme Wasser leer, und ich drückte die Dusche aus. Inzwischen war mir klar geworden, dass ich die kommende Nacht nicht hier verbringen wollte. Allerdings war mir noch keine echte Alternative eingefallen. In Butzbach um diese Zeit noch ein Hotelzimmer aufzutreiben, schien mir die abwegigste all meiner Optionen. Meine Eltern waren verreist, und Heikes Eltern hüteten gerade unsere Kinder. Von den Bandkollegen kam nur Oli

infrage, aber dort heulte man sich wahrscheinlich gerade in den Geburtstag von Steffis verstorbener Tante hinein. Und »dicke Kumpels«, die ich mal eben nachts rausklingeln konnte? Fehlanzeige. Ich war einfach nicht der Typ, der beste Freunde hatte. Ich hatte ja Heike und konnte stets voller Überzeugung sagen, dass meine Frau auch mein bester Freund war.

Der einzige Ort, wo ich hin konnte, war tatsächlich mein Elternhaus in Fauerbach, einem kleinen Ortsteil von Butzbach. Dort gab es ein Gästezimmer, in dem die Kinder schliefen, wenn sie bei Oma und Opa übernachteten. Meine Eltern selbst waren mit der Kirchengemeinde unterwegs in eine der wenigen Gegenden Deutschlands, die sie noch nicht auf einer ihrer geliebten »Fünftagesfahrten« erkundet hatten. Ich glaube, dieses Mal ging es an die Strutzenheimer Seenplatte, irgendwo ostwestfälisch von Fränkisch-Tibet. Oder so ähnlich.

Ich zog mich an, warf ein paar Klamotten in meinen Rucksack und stieg die Treppe hinab. Ich hatte Respekt vor dem Wiedersehen mit Heike. Immerhin war schon eine gute halbe Stunde vergangen. Heike würde wahrscheinlich wie ein Häufchen Elend im Wohnzimmer sitzen und sich die Augen ausheulen. Ich nahm mir fest vor, sie komplett zu ignorieren und einfach kommentarlos das Haus zu verlassen. Sollte sie mich doch suchen oder ein paar Tage quälende Ungewissheit ertragen, was aus mir wohl geworden sei. So würde es Bruce Willis doch auch machen, oder?

Heike stand im Flur und erwartete mich bereits. Keine Spur von auch nur einer einzigen Träne.

»Den willst du doch sicher mitnehmen, oder?« Heike hatte meine Laptoptasche in der Hand. Darauf waren alle meine Musik- und Textdateien gespeichert.

»Ja«, sagte ich knapp.

»Und das hier nimm bitte auch mit nach Fauerbach.« Heike drückte mir eine Leinentasche in die Hand. »Die Bücher hatte mir dein Vater geliehen.«

Wie ätzend eigentlich, sich dermaßen in- und auswendig zu kennen! Wahrscheinlich wusste Heike schon vor mir,

dass ich in Fauerbach übernachten würde. Ich schulterte meinen Rucksack und griff die Laptoptasche.

»Wollen wir uns morgen irgendwann treffen zum Quatschen?«, fragte ich, als ich schon vor der Haustür stand.

»Ja. So um zwei? Die Kinder können noch bis Sonntag bei meinen Eltern bleiben. Die wissen Bescheid.«

Mich durchfuhr es wie ein Blitz.

»Meine Eltern meine ich. Die Kinder natürlich nicht«, ergänzte Heike lapidar. »Papa will schauen, ob er für dich kurzfristig eine kleine Wohnung auftreiben kann.«

Nächster Schlag in die Magengrube. »Für mich? Äh ja, wie nett von ihm«, murmelte ich benommen.

Heikes Vater war Makler und, naja, ich will es mal so formulieren, die besten Freunde waren wir nie. Mein unsteter Beruf war ihm seit jeher suspekt. Sicher war er heilfroh über die aktuelle Entwicklung der Dinge.

Ich machte mich auf den Weg nach Fauerbach. Ich hatte kapiert, was da in Heikes Worten alles mitschwang. Dass es zu einer Trennung kommen würde. Dass sie davon ausging, mit den Kindern im Haus zu bleiben. Ohne mich. Natürlich wusste sie, dass ich alleine die Hausraten nicht stemmen würde, meine Einkünfte variierten einfach zu sehr. Sie war mit ihrem Gehalt die finanzielle Konstante unserer Familie gewesen. Schon bei der Hausfinanzierung war sie wegen ihres Beamtenstatus für die Provinzbanker die sprichwörtlich sichere Bank. Was ich beruflich machte, war zu unseriös, ja, fast zwielichtig erschien den spießigen Kreditheinis meine Selbständigkeit.

Immer noch benommen fuhr ich die Kleeberger Straße hinunter. Bei all dem Durcheinander in meinem Kopf war es unterm Strich ein einziges Wort, das sich mehr und mehr in meinem Gehirn festsetzte. Nein, es war nicht *Betrug*, auch nicht *Vertrauensverlust*. Es war *Veränderung*.

Dieser Abend würde alles verändern, einfach alles. Mich und meine kleine, heile Welt. Das Problem dabei: Ich hasste Veränderungen. Schon immer. Vor allem, wenn alles gut war. Dann hielt ich sie für komplett überflüssig. Wenn ich einen Spatz sicher in der Hand habe, interessieren mich

keine Tauben, Gänse oder sonstige Viecher auf meinem Dach. Ich weiß, dieses Verhalten ist nicht artgerecht, so von wegen Jäger und Sammler. Aber ich war nie einer, der permanent nach neuer Beute sucht und gehöre nicht zu den Männern, für die Zufriedenheit ein Stigma und Stillstand die Höchststrafe ist. Natürlich versuchte ich, Dinge *gut* zu machen. Aber *sehr gut* hat mich nie besonders gereizt. Mein Abi-Notenschnitt spricht Bände. Ich bin sozusagen die personifizierte 2,2. Solide, zuverlässig und gut. Dazu kinderlieb, treu und hoffnungslos harmoniesüchtig. Kurzum, in hohem Maße unsexy, wie mir meine eigene Frau an ihrem eigenen Leib an diesem Abend vor Augen geführt hatte.

Ich durchquerte gerade den kleinen Ort Hoch-Weisel, als ich das Autoradio einschaltete. Ob Sie es glauben oder nicht, just in diesem Moment haute mir Herbert Grönemeyer sein »Wann ist ein Mann ein Mann« um die Ohren. Mein Gott, was bin ich unmännlich, schoss es mir durch den Kopf.

Ich hatte nie eine *Frau gekauft*, nie *wie blöde gebaggert*, geschweige denn, am *Telefon gelogen*. Nie musste ich *durch jede Wand*, musste nie *immer weiter*. Ich habe auch keine *Kriege geführt*, sondern Zivildienst gemacht. Und verdammt noch mal, ich war auch nicht *außen hart*. Ich war nur *innen ganz weich*.

Ich wechselte auf das CD-Laufwerk. Das Letzte, was ich jetzt gebrauchen konnte, waren Songs, deren Text ich umgehend auf mich bezog. Per Zufallswiedergabe landete ich bei Duran Durans »Is there something I should know«. Ich skipte vor, und schon stöhnte mir George Michael sein laszives »I want your sex« entgegen. Nee, das ging ja gar nicht. Dafür plärrte nun Cindy Lauper ihr »Girls just wanna have fun« durchs Auto. *Skip!* Danach wurde es unverschämt: Jona Lewie sang »You' ll always find me in the kitchen at parties«. Eject, Fenster runter, tschüss CD!

Auf HR1 lief nun »Bakerman« von Laid Back. Okay, das war doch mal 'ne wertneutrale Aussage. *Bakerman is baking bread*. Mehr musste inhaltlich gar nicht passieren. Und vor allem: *Sagabona kunjani wena*. Seit Jahren rätselte ich, was diese mystisch anmutenden Zeilen im Anschluss an den

eher simpel gestrickten englischen Auftaktvers zu bedeuten hatten. Als der Moderator nach dem Song das Geheimnis lüftete, rief ich »Scheiße« und machte das Radio aus. Es war Zulu und hieß: »Hallo, mein Freund, wie geht's dir?« Ich holte tief Luft. *You've got to cool down, relax, take it easy.*

Eine halbe Stunde später saß ich frierend im Wohnzimmer vor dem Kamin meiner Eltern, eingehüllt in zwei Decken. Nachdem ich Feuer gemacht hatte, gab es nur noch ein Ziel: mich zu betrinken. Ein bisschen Klischee erfüllen wollte ich dann doch. Da mein Vater aber herzkrank ist, hatte ich im Keller lediglich einen Kasten Licher-Leicht-Bier gefunden. Sich damit ordentlich die Lichter auszuschießen, würde eine Weile dauern. Gut, ich hatte ja Zeit. Und einiges vor. Ich begann nämlich, Dinge zu hinterfragen. Dinge, die bis vor drei Stunden noch völlig selbstverständlich gewesen waren. Allem voran ... mich. Nach sechs Litern Bierschorle und elfmal Pinkeln entdeckte ich um 4.15 Uhr bei den Backzutaten meiner Mutter endlich eine halbe Flasche Rum.

Was für eine Erlösung!